

Claudia Wallner:

„Wie Gender in die Soziale Arbeit kam“ Ein Beitrag zur Bedeutung feministischer Mädchenarbeit für die Geschlechterperspektive und zum Verständnis moderner Genderansätze

Veröffentlicht in: Sabla, Kim-Patrick/Plößer, Melanie (Hg.): Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Opladen, Berlin und Toronto 2013, S.61-78

Gender als Bestandteil des Fachwissens Sozialer Arbeit

Vor 15 Jahren noch konnte außerhalb der Genderforschung noch kaum Jemand etwas anfangen mit dem Begriff Gender – auch nicht in der Sozialen Arbeit, die auf Menschen in ihrer Vielfalt ausgerichtet ist. Als insbesondere über die politische Strategie des Gender Mainstreaming der Genderbegriff Einzug hielt in Politik und Verwaltungen, da gab es zunächst erhebliche Proteste: „Warum sollen wir etwas machen, was wir nicht mal aussprechen können? Und warum schon wieder so was Englisches?“ war eine viel verbreitete Reaktion auf die Anforderung, nunmehr die Auswirkungen sozial-kultureller Zuschreibungen an die Geschlechtszugehörigkeit strukturell, personell und praktisch zu beachten und zum Abbau geschlechtsspezifischer Benachteiligungen aktiv beizutragen. Gender war als Begriff und als fachliche Anforderung sperrig. Die Ablehnung des Begriffs war ein Synonym für eine kritische Haltung gegenüber dem, was mit Gender beschrieben ist: Geschlecht als fachliche Kategorie anzuerkennen und damit gleichzeitig zu akzeptieren, dass die Geschlechtszugehörigkeit immer noch gesellschaftliche und individuelle Hierarchien herstellt.

Bis dato waren Geschlechterfragen an Mädchenarbeit (und teilweise auch an Jungenarbeit) delegiert, mit dem politischen Etikett der Feminismusförderung behaftet und damit als fachlich irrelevant deklariert worden. Dass bspw. seit 1990/91 mit dem in Kraft treten des SGB XIII (Kinder- und Jugendhilfegesetz) eine Verpflichtung der gesamten Kinder- und Jugendhilfe besteht, aktiv zum Abbau von Benachteiligungen beizutragen (§ 9,3 SGB XIII), hat sich bis heute kaum in politisches Handeln und entsprechende Praxis umgesetzt.

Kurz vor der Jahrtausendwende – in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre - aber kam Gender auf den Flügeln der europäischen Union top-down als politische Verpflichtung daher¹ und musste ernster genommen werden als Praxiskonzepte wie Mädchen- oder Jungenarbeit. Und tatsächlich hielt Gender zumindest als Begriff und als Anspruch rasanten Einzug in die Soziale Arbeit: Heute „ist alles Gender“, so scheint es. „Wir machen jetzt Gender“ gehört inzwischen zum Standardrepertoire der Sprechpolitik. Das bedeutet: Das Verständnis wächst, dass Geschlecht eine hoch wirksame soziale Kategorie ist und damit Platzanweiser für das Individuum in der Gesellschaft und dass Zuschreibungen bezüglich der Geschlechtszugehörigkeit Beachtung finden müssen, wenn Angebote und Maßnahmen die Klientel erreichen sollen. Gleichzeitig bleibt, so scheint es bis heute, die Skepsis zu bestehen gegenüber der Auseinandersetzung mit der Wirkung sozial-kultureller Zuschreibungen an die biologische Geschlechtszugehörigkeit. Das mag u. a. mit der

¹ <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/gleichstellung,did=192702.html>

Geschichte von Gender in der Sozialen Arbeit und damit mit den feministischen Wurzeln zu tun haben, die bis heute Widerstände hervorrufen in zumeist patriarchal ausgerichteten politischen Gremien, Verwaltungen und Leitungsebenen sozialer Organisationen.

Um Genderkonzepte zu verstehen, ist es deshalb sinnvoll, noch einmal zurück zu blicken und der Frage nachzugehen, wie Gender in die Soziale Arbeit kam warum eine Genderorientierung heute immer noch relevant ist.

Warum immer noch Diskussionen um die Geschlechterfrage?

Ein Kind wird geboren, und zwei Fragen werden immer als Erstes gestellt: Ist es gesund? Und: Ist es ein Junge oder ein Mädchen? Kein anderes Merkmal des Menschen scheint so wichtig und führt zu so vielen sozialen Zuschreibungen wie die biologische Geschlechtszugehörigkeit (sex). Sie ist eng verbunden mit sozialen und kulturellen Zuschreibungen, die an die Geschlechter gerichtet werden (gender). Zu wissen, ob das Gegenüber männlichen oder weiblichen Geschlechts ist, erscheint den Menschen evident wichtig für das eigene Verhalten und dafür, den/die Andere einzuschätzen. Sex und Gender sind eng miteinander verbunden: Mädchen sollen sich auch wie Mädchen benehmen und anziehen, Jungen wie Jungen. Geschieht dies nicht, greift die Umwelt sanktionierend ein oder deklariert das abweichende Verhalten doch zumindest als „anders“, „untypisch“: „Sie klettert wie ein Junge“, hießt es dann oder „er ist heult wie ein Mädchen“.

Sozial-kulturelle Zuschreibungen an biologische Geschlechter sind einerseits soziale Ordnungskategorien und helfen damit, die Welt zu verstehen. Insofern sind sie hilfreich. Andererseits weist das System der Zweigeschlechtlichkeit zwei gravierende Mängel auf: es basiert auf der Annahme, dass es lediglich zwei biologische Geschlechter gibt (weiblich und männlich) und dass das biologische Geschlecht eines Menschen Auswirkungen auf seine Vorlieben und Fähigkeiten hätte. Beide Annahmen aber lassen sich heute wissenschaftlich nicht mehr aufrechterhalten (Fine 2012: 169-300). Es handelt sich vielmehr um Konstruktionen, die Entwicklungsmöglichkeiten von Mädchen und Jungen frühzeitig und massiv einschränken: Interessen werden nur einseitig gefördert, Zugänge zu unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen verhindert bzw. gefördert, je nach Geschlechtszugehörigkeit (Sachverständigenkommission 2011). So werden immer noch Benachteiligungen und Privilegierungen hergestellt, die an die Geschlechtszugehörigkeit gebunden sind - trotz Gleichstellungsgesetzen, Gender Mainstreaming etc.

Auf diese Benachteiligungen, die sich im Schwerpunkt beim weiblichen Geschlecht realisieren, reagierte feministische Mädchenarbeit mit ihrem Konzept vor 35 Jahren (Wallner 2006).

Im Feminismus liegen die Wurzeln von Mädchenarbeit

Das Konzept feministischer Mädchenarbeit wurde von Sozialarbeiterinnen in der ersten Hälfte der siebziger Jahre entwickelt. Beeinflusst von den Analysen der Frauenbewegung zur gesellschaftlichen Situation von Frauen reflektierten sie ihren eigenen Arbeitsalltag insbesondere in Einrichtungen der offenen Jugendarbeit und kamen zu dem Schluss, dass die patriarchalen Gesellschaftsverhältnisse sich auch in der Sozialen Arbeit wieder finden und auch hier zu bekämpfen seien. Anders als in anderen europäischen Ländern hatten sich in der deutschen Frauenbewegung radikalfeministische Strömungen durchgesetzt, die die Separierung des Frauenthemas und der Frauen vom allgemeinpolitischen Kampf um die Abschaffung des Kapitalismus propagierten (Nave-Herz 1987: 45-72) und sich im Wesentlichen auf die Entwicklung von Frauenkultur und Frauenidentität konzentrierten. Grund

dafür war, dass der in der Studentenbewegung geführte antikapitalistische Kampf die Abschaffung des Patriarchats lediglich als einen Nebenwiderspruch gelten lassen wollte und davon ausging, dass sich in einem sozialistischen Staat die Gleichberechtigung der Geschlechter „von allein“ einstellen würde. Dieser Glauben fehlte den Frauen nach jahrelangen Erfahrungen mit ihren studentischen Kollegen in der gemeinsamen politischen Arbeit. Die politische Grundlage der feministischen Mädchenarbeit war der Radikalfeminismus, der Männer als Unterdrücker von Frauen ausmachte und das Patriarchat als politisches System, das Frauen zum zweiten Geschlecht macht (Wallner 2006: 185-191). Entsprechend bezog sich Mädchenarbeit auf differenztheoretische Ansätze, nach denen Frauen anders sind als Männer, weil ihre Biologie eine andere ist. Diese Andersartigkeit führt der Theorie entsprechend dazu, dass Frauen andere (eigene, weibliche) Interessen und Fähigkeiten haben, die allein durch das Patriarchat zu Schwächen deklariert werden und die es durch die Frauenbewegung gilt, zu Stärken umzudefinieren (Tegeler 2003: 49).

Aus diesen Grundlagen heraus entwickelten die Frauen erste Grundsätze feministischer Mädchenarbeit. 1978 stellte eine Gruppe Berliner Pädagoginnen auf dem Kölner Kongress „Feministische Theorie und Praxis in sozialen und pädagogischen Berufsfeldern“ erstmals Prinzipien feministischer Mädchenarbeit einer großen Öffentlichkeit vor und zur Debatte:

- Parteilichkeit für Mädchen:
Pädagoginnen müssen sich von einer geschlechtsneutralen Jugendarbeit verabschieden und sich grundsätzlich wertend auf die Seite der Mädchen stellen. Ihre Bedürfnisse und Probleme stehen an erster Stelle und bestimmen die Zielsetzungen und die tägliche Praxis der Pädagogik
- ausschließlich Frauen in der feministischen Mädchenarbeit:
Parteilichkeit setzt die Auseinandersetzung mit der eigenen Unterdrückung als Frau und das Erkennen der gemeinsamen Erfahrung von Mädchen und Frauen unter dem herrschenden männlichen Machtanspruch voraus
- Pädagoginnen als Identifikationsfiguren:
Pädagoginnen müssen ihren eigenen Emanzipationsprozess in die Arbeit mit den Mädchen einbringen und offen legen. Das reduziert die Distanz zwischen Mädchen und Pädagoginnen auf ein Minimum und ermöglicht, dass Mädchen in den Pädagoginnen positive Identifikationsfiguren sehen, die ihnen Alternativen zu den gängigen weiblichen Leitbildern vorleben
- an den Stärken von Mädchen ansetzen:
Mädchen und Frauen müssen zu einer eigenen, positiven Bewertung ihrer Fähigkeiten und Verhaltensweisen fern gesellschaftlicher Bewertungen kommen. Sie dürfen nicht länger an den gesellschaftlich zuerkannten Werten gemessen werden, sondern an eigenen Zielvorstellungen menschlichen Zusammenlebens. Mädchen und Frauen können so ihr Bewusstsein eigener Schwäche und Defizite ablegen und zu einem der Stärke gelangen. Typisch weibliche Fähigkeiten und Verhaltensweisen werden so aufgewertet
- autonome Mädchengruppen als Ort der Solidarität:
Fern der Beurteilung von und der Orientierung an Jungen können Mädchen in geschlechtshomogenen Gruppen eigene Bedürfnisse und Interessen kennen lernen, die unabhängig sind von männlichen Erwartenshaltungen. Die eigenen und männliche Verhaltensweisen können hinterfragt und eigene Stärke entwickelt werden, auch außerhalb der Gruppe die eigenen Interessen zu vertreten. Die Erfahrung, dass Aktivitäten nur unter Mädchen Spaß machen, lässt die Solidarität füreinander wachsen. Mädchen lernen, ihre Rechte und Interessen gemeinsam durchzusetzen. (BERLINER PÄDAGOGINNENGRUPPE 1979, S.87-88)

Zu erkennen ist in den Grundsätzen deutlich die Doppelorientierung auf das Individuum und die Gesellschaft, aber auch auf Mädchen und Sozialarbeiterinnen. Auf einer dritten Ebene der Doppelorientierung gerieten auch die Männer und Jungen neben den Mädchen und Frauen in den Blick:

„Sexismus von Jungen und Männern, Dominanz, eingeübtes Rollenverhalten bezogen auf Territorialverhalten, Machtdemonstration und ein traditionelles ‚Besitzerrecht‘ an den Mädchen sind eben nicht durch eine in Relation hilflos anmutende Mädchengruppe zu verändern. Das bedeutet die Notwendigkeit, massiv in die Jugendomäne einzugreifen, soll der ‚Mädchenansatz‘ in eine Institution der Jugendarbeit integriert werden. Das Klima muss emanzipiert werden. ... D. h., es ist parallel notwendig, mit abgestimmten Inhalten der ‚geschlechtsspezifischen Jugendarbeit‘ in Jungengruppen zu arbeiten.“ (Savier 1980, S.186)

Die Ziele feministischer Mädchenarbeit bezogen gleichwertig auch eine Veränderung der Pädagogen und des Verhältnisses zwischen weiblichen und männlichen Fachkräften mit ein. Mädchenarbeit sollte auf verschiedenen Ebenen wirken: Sie sollte die Mädchen selbst unterstützen und stärken, sie sollte ihren gesellschaftlichen Status aufwerten, sie sollte die Arbeitsbedingungen der Pädagoginnen verbessern ebenso wie das Arbeitsklima zwischen den Kolleg_innen, und sie sollte die Einrichtungen in Strukturen und Konzepten und die Kollegen und männlichen Besucher in ihrem Verhalten gleichberechtigungsorientiert verändern. Jungenarbeit wurde von Anfang an gefordert, ebenso wie eine Verhaltens- und Einstellungsänderung in Richtung Gleichberechtigung von den männlichen Kollegen. Im Verständnis feministischer Mädchenarbeit sollte die Jungenarbeit allerdings dazu dienen, dass männliche Unterdrückung und Bevormundung gegenüber Mädchen durch die Intervention der Pädagogen abgeschafft und Mädchen damit mittelbar unterstützt würde.

Die zentralen Themen feministischer Mädchenarbeit waren demnach Autonomie, Selbstbestimmung, Befreiung von der Fremdbestimmung individuell durch den Freund/Partner und gesellschaftlich durch die patriarchale Herrschaft, Herstellung von Selbstbewusstsein, Verabschiedung vom eigenen Defizit- und Opferblick und Entwicklung einer eigenständigen, an Stärken orientierten Identität.

Feministische Mädchenarbeit wurde verstanden als ein Ansatz zur Befreiung von Mädchen aus den klassischen Rollenanforderungen, was als Voraussetzung für die Entwicklung einer eigenständigen Identität angesehen wurde.

Diese ersten Grundsätze feministischer Mädchenarbeit bilden bis heute die Basis des Selbstverständnisses feministischer und parteilicher Mädchenarbeit und sind zu folgenden Leitsätzen zusammengefasst:

Sie

- ist parteilich
- ist von Frauen für Mädchen
- wertet weibliche Fähigkeiten und Tätigkeiten auf
- fördert eigenständige Identität
- unterstützt Solidarität unter Mädchen
- befreit von männlichen Zuschreibungen
- macht Mädchen stark und unabhängig.

Eigene Räume für Mädchen, Geschlechtshomogenität der Angebote, ausschließlich Frauen in der Mädchenarbeit und die Abschaffung des Patriarchats waren und sind damit bis heute die dem Radikalfeminismus geschuldeten Eckpfeiler feministischer Mädchenarbeit. Feministische Mädchenarbeit war pädagogisch, politisch und forderte eine ergänzende Jungenarbeit, in der Männer Jungen dazu bringen sollten, Mädchen nicht länger zu unterdrücken und abzuwerten.

Die Pädagoginnen stellten sich eng und unverrückbar auf die Seite von Mädchen und gegen jegliche männliche Dominanz. Es galt, sich ganz auf die weibliche Seite der Welt zu schlagen und zu konzentrieren, um dieser zu Eigenständigkeit und Stärke zu verhelfen. Um dieses Ziel zu erreichen, separierte feministische Mädchenarbeit sich, soweit es irgend ging:

- eigene Träger
- eigene Einrichtungen
- eigene Angebote
- eigene Konzepte
- Konzentration ausschließlich auf Mädchen
- Vertretung nur von Mädcheninteressen und damit

Parteilichkeit auf ganzer Linie hieß die Devise. Mädchenarbeiterinnen schufen eigene Trägerstrukturen, die ausschließlich von feministisch orientierten Frauen getragen wurden, die konzipierten und errichteten eigene Räume und Angebote nur für Mädchen und lehnten jeglichen Kontakt oder gar Kooperation mit männlich dominierten Einrichtungen und Strukturen ab.

Die Motivation der Frauen in den 1970ern, solche feministische Mädchenarbeit zu entwickeln, war Wut über die Abwertung und Benachteiligung von Frauen, das Aufbegehren gegen die Bevormundung durch Männer und die Unterdrückung durch das Patriarchat. Und Recht hatten sie:

Das Frauenbild der neunzehnhundertsechziger und frühen -siebziger Jahre

Ein Blick in die gesellschaftliche Situation von Mädchen und Frauen in den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zeigt, dass Feministinnen damals mehr als gute Gründe hatten, ein solches Konzept von Mädchenarbeit zu entwickeln, denn Mädchen und Frauen waren entrechtet und unterdrückt:

Trotz des Artikels 3 im Grundgesetz der BRD, der Männer und Frauen seit 1949 als gleichberechtigt deklarierte, vollzog sich Gleichberechtigung lediglich im Rahmen der zugeordneten gesellschaftlichen Rollen. Noch bis weit in die sechziger Jahre wurde davon ausgegangen, dass die Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern biologisch vorgegeben und damit nicht veränderbar ist. Der erste Frauenbericht der Bundesregierung 1966 zog dann unter Verweis auf Simone de Beauvoir erstmalig in Erwägung, dass diese Auffassung diskussionswürdig sei:

„Erst in neuerer Zeit wurde die Auffassung vertreten, dass das Leitbild der Frau nicht etwas von vornherein Gegebenes, sondern etwas historisch Gewordenes sei (...); außer durch die Eigenschaften und Fähigkeiten der Frau werde die Vorstellung von der Frau vor allem durch die Erwartung geprägt, welche die Gesellschaft jeweils an sie stelle. Nach dieser Auffassung ist das Bild der Frau in einem bestimmten zentralen, insbesondere mütterlichen Bereich zwar ein für allemal festgelegt, im Übrigen aber Wandlungen zugänglich.“ (Deutscher Bundestag 1966, 9)

Die Frau sei, so der Frauenbericht weiter, nach ihrer körperlichen und geistig-seelischen Beschaffenheit auf die Mutterschaft hin ausgelegt. Erwerbstätigkeit sei nur dann akzeptierbar, wenn sie mit den Kindererziehungs- und Haushaltsaufgaben vereinbar sei und für Mütter von Kleinkindern generell abzulehnen.

Die in den sechziger Jahren katastrophale Bildungssituation von Mädchen insbesondere aus der Arbeiterklasse wurde durch ihren Bildungsunwillen begründet und damit individualisiert. Dieses Frauenbild manifestierte sich auch in den bundesrepublikanischen Gesetzen. Bis zur Änderung des Familienrechts 1977 galt: „Die Frau führt den Haushalt in eigener Verantwortung. Sie ist berechtigt, erwerbstätig zu sein, soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist.“

(BGB § 1356 von 1957) Die Frau war demnach eine verheiratete Frau, etwas Anderes sah das Gesetz nicht vor. Und sie war zur Haushaltsführung und Kindererziehung verpflichtet und zur Erwerbstätigkeit nur eingeschränkt berechtigt. Verpflichtet zur Erwerbsarbeit hingegen war sie, wenn die Arbeitskraft oder die Einkünfte des Mannes nicht ausreichten. Bis 1970 legte das Bürgerliche Gesetzbuch fest, dass unverheirateten Frauen als Strafe dafür, dass sie Teilnehmerin einer unsittlichen Handlung waren, die elterliche Gewalt über ihr unehelich geborenes Kind zunächst generell entzogen und später nur in Ausnahmefällen zugebilligt wurde. Abtreibung war bis 1974 generell verboten, und erst mit Änderung des Familiengesetzes 1977 erhielten beide Ehepartner_innen das Recht auf Erwerbstätigkeit. Frau zu sein in den 1960er und 1970er Jahren in der BRD bedeutete also, körperlich, seelisch und rechtlich dem (Ehe-)Mann und dem patriarchalen Gesellschaftssystem ausgeliefert zu sein. Insofern werden die Ziele der Frauenbewegung und die Grundsätze der feministischen Mädchenarbeit auf diesem historischen Hintergrund verständlich.

Feministische Mädchenarbeit hat mit ihrem Konzept seit den 1970er Jahren die Lebenslagen von Mädchen und jungen Frauen sichtbar gemacht, ebenso wie die Ignoranz der Jugendwohlfahrt/-hilfe gegenüber Mädchen und mädchengerechte Angebote entwickelt. Mädchen erlangten durch diese Arbeit sukzessive den Status einer Zielgruppe gegenüber dem der Randgruppe, den sie über Jahrzehnte zugewiesen bekommen hatte. Der Dank für diese Leistung hielt sich in der Jugendhilfe aber in Grenzen: Wer die „Hand beißt, die ihn füttert“, wer die politischen und strukturellen Verhältnisse öffentlich und kontinuierlich anprangert, in denen man sich selbst bewegt und wer im Patriarchat männliche Machtmonopole anklagt, der ist nicht gut gelitten. Die Folge: Mädchenarbeit wurde über lange Zeit entwertet und ausgegrenzt. Teilweise hält diese Abwertung bis heute an, wenn Mädchenarbeit immer wieder als verzichtbar deklariert und ihre Finanzierung gemindert oder gestrichen wird. Das ist nicht weiter verwunderlich: Wer sich für eine unterdrückte Gruppe einsetzt, kann nicht erwarten, dass die herrschende Gruppe glücklich darüber ist, zumal, wenn sie sich selbst als demokratisch und grundsätzlich der Gleichberechtigung verpflichtet sieht.

Und heute: Erfolgsrezept Mädchen?

Von dieser Situation aus ist die Gesellschaft und sind Mädchen bis heute einen weiten Weg gegangen, so scheint es. In der Öffentlichkeit, in den Medien und von der Politik werden heute ganz andere Mädchenbilder gezeichnet, die denen von vor 30 Jahren nahezu diametral entgegen stehen, Mädchen heute sind demnach selbstbewusster und besser gebildet als Jungen, gleichberechtigt oder sogar inzwischen überlegen und privilegiert. Das öffentliche Bild von Mädchen ist einseitig und vermeintlich durchweg positiv. Schrieben gesellschaftliche Vorgaben vor zwanzig Jahren Mädchen noch zu, sanft, still, sorgend und selbstlos zu sein, sich als Haus-, Ehefrau und Mutter in die Gesellschaft einzufügen und den (Ehe-)Mann in seiner beruflichen Rolle zu unterstützen, so erscheinen die neuen Mädchenbilder, wie sie seit den 1990er Jahren insbesondere durch Jugendzeitschriften, Musiksendungen und Fernsehserien präsentiert werden, nahezu als Gegensatz zu diesen alten Rollenbildern. Geboren wurden die Alpha-Mädchen:

"Ein Alpha-Mädchen wie ich steht morgens verliebt auf, arbeitet in dem Beruf, den es sich erträumt hat und freut sich auf ihre Kinder, die sie eines Tages bekommen wird,, (Regisseurin Nina Mattenklotz in Spiegel online 13.06.07). Mädchen, so das mediale Bild

- sind Bildungsgewinnerinnen
- verfügen über soft skills

- sind flexibel
- können Multitasking
- haben ihre Gehirnhälften besser vernetzt.

Kurz: Ihnen stehen alle Türen auf!

Das Mädchen von heute ist demnach stark, selbstbewusst, schlau, schlank, sexy, sexuell aktiv und aufgeklärt, gut gebildet, familien- und berufsorientiert, heterosexuell, weiblich, aber auch cool, selbständig, aber auch anschniegssam, es kann alles bewältigen und kennt keine Probleme, keinen Schmerz – all dies in Summe, nicht wahlweise (Stauber 1999).

Mehrere Dinge werden hier deutlich:

- gesellschaftliche Rollenbilder sind deutlich weiter und vielfältiger geworden
- sie sind aber auch in sich widersprüchlich, und sie sind deutlich überfordernd, weil überfrachtet mit Anforderungen
- sie stellen so viele Optionen bereit, Mädchen zu sein, dass es wenig Orientierung gibt – wenn alles möglich ist, was ist dann das Richtige?
- sie lassen keine Ängste, Unsicherheiten und kein Scheitern zu (hier zeigt sich besonders deutlich eine Annäherung des weiblichen Rollenbildes an das männliche)

Gleichzeitig wirken alte Rollenbilder weiter: Je nach Schicht, Ethnie, Wohnort, Religion etc. werden Mädchen weiterhin auch mit konservativen Rollenvorstellungen und -bildern konfrontiert. Das öffentliche Bild des Mädchens von heute spiegelt uns das selbstbewusste, hippe Mädchen als scheinbar einzige Variante von Mädchensein vor. Die Realität dagegen hält so viele Unterschiedlichkeiten, Widersprüche, Überforderungen und Gegensätze neben neuen Freiheiten vor, dass Mädchen je nach Lebenslagenkontext deutlich verschiedene Rollenanforderungen zu bewältigen haben. Rollenanforderungen sind in sich widersprüchlich und damit nicht zu erfüllen, und sie gelten u. U. nur für einzelne Lebensorte oder Lebensabschnitte, wenn z. B. die familiären Vorstellungen andere sind als die der Clique oder in der Peer-group. Da diese Vieldeutigkeit durch das neue Mädchenbild verdeckt wird, muss die Orientierung individuell bewältigt werden. Mädchen, die diesen modernen Bildern nicht genügen (können) oder von denen in ihrem persönlichen Umfeld anderes erwartet wird, haben das Gefühl, selbst Schuld zu sein, es „nicht drauf zu haben“. Sie erleben sich oftmals in ihrer weiblichen Identität als unzulänglich oder gar gescheitert.

Ein ähnliches Problem entsteht durch die öffentliche Botschaft, dass Mädchen heute gleichberechtigt seien und ihnen alle Wege offen stehen, zumal sie inzwischen deutlich besser gebildet seien als Jungen. Auch hier gilt es, die in der Realität erheblichen Unterschiede zwischen Mädchen und ihren Chancen zu realisieren, die sich aus ihren Lebenslagen insgesamt ergeben. Je nach Familie, Bildungsstand, Nationalität, ethnischer Zugehörigkeit, materiellen Verhältnissen, persönlichen Handicaps oder Kompetenzen haben Mädchen und junge Frauen erheblich unterschiedliche Chancen und Lebensoptionen. Gleichzeitig verschweigt dieser Gleichberechtigungsdiskurs, dass selbst gute Schulbildung auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt weniger Wert ist, als männlichen Geschlechts zu sein. Die Folge: Das Scheitern scheint zwangsläufig ein individuelles zu sein. Das gesellschaftliche Versprechen, dank der vermeintlich erreichten Gleichberechtigung für die persönliche Lebensgestaltung auf offene Türen zu stoßen, wird in der Realität nicht gehalten, die Botschaft aber weiterhin aufrechterhalten. So müssen Mädchen und junge Frauen es als persönliches Versagen interpretieren, wenn sie keinen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz finden und Kind und Familie nicht in Einklang bringen können.

Auch jenseits prekärer Aspekte bieten Lebenslagen von Mädchen und jungen Frauen heute genügend Anlass für Scheitern, Selbstzweifel, Orientierungsschwierigkeiten. Nie war eine Mädchengeneration heterogener, nie war unklarer, was Mädchensein ist, nie war die Kluft zwischen gesellschaftlichen Versprechen und realen Möglichkeiten größer. Während auf der einen Seite die Perspektivlosigkeit für Mädchen/junge Frauen in bestimmten Lebenslagen zugenommen hat, ist auf der anderen Seite für manche ein deutlicher Optionszuwachs zu verzeichnen. Soziale Schichtzugehörigkeit und Migrationshintergrund sind die beiden zentralen Faktoren, die heute über die Bildungsmöglichkeiten von Kindern und Jugendlichen entscheiden, so eines der zentralen Ergebnisse der ersten und der zweiten Pisa-Studie. Wer im Unterschichtmilieu oder als Migrant_in aufwächst, hat deutlich schlechtere Chancen als deutsche Mittelschichtkinder. So klafft auch bei den Mädchen entlang dieser Lebenslagenkategorien die Schere immer weiter auseinander. Gewinnerinnen gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse sind diejenigen, die, in deutschen Mittel- und Oberschichtfamilien aufwachsend, sich für ein Studium entscheiden, dabei noch möglichst technische oder naturwissenschaftliche Fakultäten wählen und flexibel – d.h. in der Regel kinderlos – sind. Je weiter die Lebenslagen von Mädchen von dieser Konstellation abweichen, umso schlechter ihre Chancen. Sind die Lebenslagen prekär, d.h. durch unterschiedliche, sich gegenseitig verstärkende soziale Probleme gekennzeichnet, verschärfen sich die Schwierigkeiten zwangsläufig. Armut, beengte Wohnverhältnisse, Arbeitslosigkeit, Gewalt, Streit und Aussichtslosigkeit im Elternhaus, das Leben in oder zwischen zwei Kulturen, in sozialen Brennpunkten, geringe Bildungschancen und sexuelle Gewalt beeinträchtigen die Lebenschancen und Aussichten erheblich und machen pädagogische, strukturelle, politische und finanzielle Intervention dringend erforderlich.

Der Faktor Frausein führt nach wie vor grundsätzlich zu strukturellen Benachteiligungen, die aber nicht jedes Mädchen und jede Frau gleichermaßen treffen. Inwieweit sich das Frausein individuell negativ – d.h. durch Einschränkungen und Benachteiligungen – niederschlägt, hängt maßgeblich davon ab, inwieweit auch in den anderen Lebenslagenfaktoren problematische Konstellationen vorliegen. Also: Es ist sowohl richtig, dass der Ausbildungs- und Arbeitsmarkt geschlechtsspezifisch segmentiert ist und Frauen auch bei besseren Bildungsvoraussetzungen im Durchschnitt stärker ausgegrenzt werden als Jungen. Gleichzeitig stimmt auch, dass nicht alle jungen Frauen gleichermaßen von dieser strukturellen Benachteiligung betroffen sind. Erfahrungen von Benachteiligung haben sich für viele junge Frauen an die zweite Schwelle verschoben, an den Übergang von der Ausbildung in Beschäftigung bzw. wenn sich die Vereinbarkeitsfrage von Beruf und Kinderwunsch konkret stellt. Und sie sind abhängig davon, ob Mädchen in problematischen Lebensverhältnissen leben. Je problematischer die Lebenslagen sich insgesamt darstellen, desto stärker wirken auch geschlechtsspezifische Benachteiligungen.

Mädchen- und Frausein heute ist eine überbordende Anforderung widersprüchlicher und vielfältigster Aufgaben. Der Grund hierfür liegt darin, dass die Emanzipationsgeschichte eine Geschichte von permanenten Additionen ist:

- Ehefrau, Hausfrau und Mutter
- Konsumentin
- Ehrenamtliche
- Zuverdienerin
- Erwerbstätige im 3-Phasenmodell
- Doppelbelastete

- Bildungsbeteiligte
- Karrierefrau.

Nie konnten Frauen Zuschreibungen an ihre Rolle an Männer abgeben, nie gab es einen Ausgleich. Insofern wuchsen die Belastungen mit jeder neuen Freiheit, mit jeder neuen Errungenschaft.

Wird Mädchenarbeit also überflüssig?

Brauchen die coolen und hippen Mädchen von heute also keine Mädchenarbeit mehr? Sicher nicht! Aber: Mädchenarbeit muss sich den veränderten sozialen Gegebenheiten und Lebenslagen von Mädchen und Frauen heute anpassen. Bezüglich der Begründung Mädchenspezifischer Angebote muss unterschieden werden zwischen

- generellen strukturellen Benachteiligungen, die an die Geschlechtszugehörigkeit gebunden sind, und
- der Frage, welche Mädchen/junge Frauen auf Grund ihrer persönlichen Situation Hilfe und Unterstützung brauchen, wofür es ebenfalls einen Rechtsanspruch gibt.

Damit kann dem pauschalierenden Urteil, Mädchen heute seien gleichberechtigt und bräuchten keine eigene Förderung mehr, entgegengewirkt werden. Gleichzeitig kann differenzierter beschrieben werden, welche Mädchen/junge Frauen Angebote der Jugend- und Mädchenarbeit brauchen, ohne Mädchen generell als benachteiligt zu diffamieren.

Generell gilt:

Mädchenarbeit

- ist immer noch der einzige pädagogische Ansatz, der an den Lebenslagen von Mädchen ansetzt – mädchengerecht ist nur Mädchenarbeit
- ist die einzige Instanz, die auf Benachteiligung und Missachtung von Mädchen hinweist und Gleichberechtigung einfordert in der sozialen (Jugend-)Arbeit.

Mädchen wiederum brauchen Mädchenarbeit, weil

- es weiterhin Mädchenspezifische Lebenslagen und Benachteiligungen gibt
- Erwachsenen werden kompliziert ist
- Erwartungen hohen Druck machen
- die Lebenslagen vieler Mädchen nicht gleichberechtigt und chancenreich sind
- sie den Widerspruch zwischen gesellschaftlichen Versprechen und Realität verstehen müssen
- sie einen Anspruch auf mädchengerechte Pädagogik haben

Aber: Mädchenarbeit muss neue Zugangswege zu jugendlichen Mädchen finden: Das Gefühl vieler Mädchen, gleichberechtigt zu sein, muss Ernst genommen werden. Mädchenarbeit haftet der Geruch der Benachteiligtenförderung an, das passt nicht zum Gleichberechtigungsverständnis vieler Mädchen. Mädchenarbeit muss ihre Konzepte der Ausdifferenzierung weiblicher Lebenslagen anpassen: Welche Mädchen sind in welchen Bereichen wie benachteiligt? Wo gibt es konkrete und verdeckte Barrieren für Mädchen? Welche Mädchen haben mit welchen Problemen zu kämpfen?

Und Mädchenarbeit kann nicht die einzige Antwort auf die Bedürfnisse von Mädchen sein: Was ist mit Mädchen, die lieber mit Jungen zusammen sind und trotzdem Unterstützung brauchen? Was passiert in den Lebenszeiten, in denen Mädchen nicht in Angeboten der Mädchenarbeit sind?

Mädchen brauchen nicht nur Mädchenarbeit, sie brauchen mädchengerechte Konzepte in allen Angeboten der Jugendarbeit, auch in den koedukativen. Gebraucht wird ein Genderkonzept, in das Mädchenarbeit sinnvoll einzubinden ist.

Mädchen begegnen in der Jugendarbeit anderen Mädchen, sie begegnen Jungen, Frauen und Männern. Und egal, in welcher Konstellation dies geschieht, immer müssen die Settings und die Konzepte so ausgerichtet werden, dass Mädchen als Mädchen gesehen werden, dass sie mädchengerecht begleitet und beraten werden.

Auch Jungen brauchen gendergerechte Angebote

Und es sind nicht nur Mädchen, die geschlechtergerechte Angebote brauchen. Auch Jungen unterliegen einer geschlechtsspezifischen Sozialisation, die ihnen enge Vorgaben bezüglich ihres Verhaltens, ihrer Interessen etc. auferlegt. Jungen sollen immer noch stark und selbstbewusst sein. Männlichkeit kennt keinen Schmerz, kein Versagen, keine Angst und Jungen werden weiterhin auf ein Leben als heterosexueller Familienernährer vorbereitet. Öffentliche Bilder von Jungen und Männern kennen nur Extreme: Macher und Herrscher auf der einen Seite und Versager und Schläger auf der anderen Seite der Skala männlicher Existenzen. In diesem Spannungsverhältnis zwischen „König und Bettler“ müssen Jungen heute versuchen, für sich ein lebbares Konzept von Männlichkeit zu finden.

Männlichkeitsbilder sind immer noch eng geführt und lassen Jungen wenig Spielraum anders zu sein. Geschlechtsspezifische Sozialisation – so wurde in den vergangenen Jahren immer deutlicher – schränkt auch Jungen massiv ein und bereitet Probleme (Chwalek et al 2012). Auch, wenn patriarchale Geschlechterverhältnisse grundsätzlich Männerdominanz fördern, so heißt das nicht, dass Jungen und vor allem alle Jungen davon profitieren.

Seit den 1990er Jahren wird Mädchenarbeit ergänzt um eine eigenständige Jungenarbeit, die Jungen in den Mittelpunkt stellt:

“Jungenarbeit ist mehr als die Arbeit mit Jungen in einer Jungengruppe. Wir sprechen inzwischen von »Geschlechterreflektierter Jungenarbeit«, um deutlich zu machen, dass der pädagogische Gehalt von Jungenarbeit die Reflexion von Geschlechterverhältnissen und Männlichkeitsanforderungen an Jungen und Männer ist. Zentral für eine gelungene Jungenarbeit ist dabei, dass Jungen darin unterstützt werden, sich *kritisch* mit Geschlechterverhältnissen, tradierten Rollenbildern und Männlichkeitsanforderungen auseinanderzusetzen.... Dabei setzt geschlechterreflektierte Jungenarbeit an den Interessen von Jungen an und bezieht ihre Anliegen in die konkrete Ausgestaltung der pädagogischen Arbeit mit ein.“

(SFBB 2011, 14)

Jungenarbeit versteht sich damit als geschlechtshomogene pädagogische Arbeit mit Jungen und jungen Männern. Sie setzt sich sowohl auseinander mit der gewaltigen und Täterseite des Männlichen in patriarchalen Gesellschaften als auch mit den Verlustseiten und den Benachteiligungsaspekten von Männlichkeit.

Ähnlich wie Mädchenarbeit ist auch Jungenarbeit als geschlechtshomogener Ansatz ein spezielles Angebot, das den koedukativen Alltag Sozialer Arbeit nur wenig berührt.

Auch im Interesse von Jungen gilt es also, Genderkonzepte voranzutreiben, damit Geschlechterzuschreibungen sukzessive abgeschafft werden können. Und dafür braucht es in der Sozialen Arbeit mehr als Mädchen- und Jungenarbeit.

Gender als Alltagskonzept Sozialer Arbeit

Es braucht ein Gendersystem, das immer und überall wirkt. Dabei ist wichtig, dass Genderkonzepte auf den Erfahrungen und der Qualifikation von Mädchen- und Jungenarbeit aufsetzen und dass sie diese beiden Ansätze nicht ersetzen sondern einbeziehen. Mädchen- und Jungenarbeit sind Kompetenzgeber von Genderkonzepten und Genderkonzepte könnten nicht erfolgreich wirken ohne Mädchen- und Jungenarbeit.

Neu an Gender gegenüber der bisherigen Mädchen- und Jungenarbeit ist, dass Gender nun im Querschnitt wirken soll und damit Alltagshandeln wird. Waren Mädchen- und Jungenarbeit als geschlechtshomogene Settings immer Spezialangebote in einer ansonsten koedukativ organisierten Sozialen Arbeit, so meinen Genderkonzepte nun, dass immer und überall geschlechtergerecht gearbeitet werden soll und muss: in geschlechtshomogenen Settings ebenso wie in der Koeduktion oder in Kreuzsituationen. Das heißt, auch Koeduktion muss mädchen- und jungengerecht werden, und die Überkreuzpädagogik, in der Männer mit Mädchen und Frauen mit Jungen arbeiten, ebenso. Zusätzlich muss Mädchenarbeit ergänzt und flankiert werden von Jungenarbeit. Gender in der Sozialen Arbeit bedeutet genau dies: ein Ineinander dieser vier verschiedenen pädagogischen Ansätze, die je eigene Bedeutung haben und doch als Ganzes erst zur vollen Wirkung kommen.

Mädchen und Jungen brauchen eine Soziale Arbeit,

- die geschlechtsspezifische Lebenslagen erkennt und berücksichtigt
- die einschränkende Zuschreibungen an das Geschlecht zurückweist
- die strukturelle Ungleichheiten und Benachteiligungen abbaut

und die damit geschlechtergerecht wirkt.

Ein solches Verständnis von Gender hat erhebliche Auswirkungen auf Konzepte und Alltag Sozialer Arbeit: gab es bislang häufig nur einzelne Mitarbeiter_innen, die geschlechtsbewusst oder geschlechtergerecht gearbeitet haben (Zuständige für Mädchen- und Jungenarbeit), so funktionieren Genderkonzepte nur, wenn Einrichtungen und Teams sich als Ganzes dem Ziel der Geschlechtergerechtigkeit verschreiben. Alltagshandeln ist nur im Gesamtteam umzusetzen und braucht den Willen und die Unterstützung von Leitung und Trägern. Das bedeutet einen Paradigmenwechsel im Verständnis geschlechtergerechten Arbeitens, weil nun anerkannt und gewünscht wird, dass auch in gemischtgeschlechtlichen Gruppen und mit gegengeschlechtlichen Pädagog_innen geschlechtergerecht gearbeitet werden darf, kann und soll. Begründungen für diesen Paradigmenwechsel in der geschlechtergerechten Arbeit sind:

- geschlechtergerechtes Arbeiten sollte nicht nur in extra dafür hergestellten geschlechtshomogenen Settings stattfinden, sondern muss auch im Alltag der Sozialen Arbeit und damit auch in der Koeduktion verankert werden
- das Zusammentreffen von Mädchen und Jungen sollte dazu genutzt werden, Geschlechterverhältnisse zu thematisieren und einen gleichwertigen und Wert schätzenden Umgang miteinander einzuüben
- Jugendliche unterschiedlicher sexueller und geschlechtlicher Identitäten müssen sich nicht als Mädchen oder Jungen deklarieren, um an Angeboten teilnehmen zu können
- auch Pädagog_innen des „anderen“ Geschlechts haben Mädchen und Jungen wertvolle Erkenntnisse und Reflexionsmöglichkeiten über die eigene Geschlechtlichkeit und die Geschlechterverhältnisse zu bieten
- die Soziale Arbeit ist in all ihren Leistungsbereichen koedukativ organisiert; hier keine Konzepte geschlechtergerechten Arbeitens zu implementieren würde bedeuten, sie immer auf wenige, kleine Ausnahmeangebote zu reduzieren. Damit ist der Anspruch, Geschlechtergerechtigkeit als durchgängiges Handlungsprinzip zu implementieren, nicht zu realisieren
- Geschlechtergerechtigkeit lässt sich nur durch Gesamtkonzepte in den Angeboten und Einrichtungen herstellen; das bedeutet, dass sowohl Mädchen- und Jungenarbeit kooperieren müssen als auch dass sie

gemeinsam die koedukativen Angebote qualifizieren müssen.

Was sind die Ziele von Gender?

Genderansätze zielen auf die sozial-kulturellen Zuschreibungen bezüglich

Weiblichkeit und Männlichkeit. Dabei geht es um zwei zentrale Aspekte:

- die Zuschreibungskataloge sollen abgeschafft werden und dafür die Vielfalt von Geschlechtern – biologisch wie sozial – anerkannt werden. Dafür gilt es, Gender von Sex zu trennen. D. h., Genderpädagogik setzt sich aktiv dafür ein, dass Zuschreibungen nicht mehr an das biologische Geschlecht eines Menschen gekoppelt werden: Stärke, Mut, Fürsorge, Angst – all dies sind Fähigkeiten und Gefühle, die allen Menschen inne wohnen und die allen Menschen ausleben und fühlen dürfen sollten, egal, welchem biologischen Geschlecht sie angehören. Es geht also um die Dekonstruktion sozial-kultureller Zuschreibungen an weibliche und männliche Menschen allen Alters.
- Diese Dekonstruktion macht den Weg frei für das zweite Ziel von Gender: die Anerkennung einer Vielfalt von Geschlechtern auch biologisch (SFBB und Querformat 2012). Menschen haben mehr als zwei Geschlechter: weiblich und männlich sind nur die Eckpunkte einer biologischen Vielfalt von Geschlechtern. Wenn also bereits die Annahme einer biologischen Zweigeschlechtlichkeit eine kulturelle Setzung und keine Tatsache ist, dann wird die sozial-kulturelle Zweigeschlechtlichkeit ad absurdum geführt und es wird deutlich, dass Gender eine soziale Kategorie ist, die sich zwar historisch erklärt, die aber nicht hilfreich ist für eine gleichberechtigte Gesellschaft.

Genderkonzepte in der Sozialen Arbeit wollen einen Beitrag dazu leisten, dass Kinder und Jugendliche aufwachsen und sich entsprechend ihren Fähigkeiten und Interessen entwickeln können, ohne dabei von Genderzuschreibungen behindert zu werden. Damit werden auch Geschlechterhierarchien kritisiert und abgebaut.

Durch Genderkonzepte kann Soziale Arbeit mädchen- und jungengerecht ausgerichtet werden. Der Auftrag, geschlechtergerecht zu arbeiten, obliegt nicht mehr Einzelnen sondern

- alle arbeiten geschlechtsbewusst und entwickeln gemeinsam ein Genderkonzept für die eigene Einrichtung
- Mädchen- und Jungenarbeit sowie reflexive Koedukation bestimmen den Alltag und greifen ineinander
- Niemand arbeitet mehr geschlechtsunbewusst
- Mädchen und Jungen haben grundsätzlich und selbstverständlich die Wahl: gemeinsam oder getrennt, mal so, mal so, aber immer geschlechtergerecht.

Was ist in der Sozialen Arbeit zu tun, um das Ziel zu erreichen?

Mädchen- und Jungenarbeit als Grundpfeiler und Kompetenzpools geschlechtergerechten Arbeitens müssen erhalten, ausgebaut und gesichert werden.

Die Kooperation und Koordination von Mädchen- und Jungenarbeit ist zu fördern, damit beide Ansätze gemeinsam Genderkonzepte entwickeln können. Standards, Ziele und Schwerpunkte von Gender sind gemeinsam in den Einrichtungen und Teams zu entwickeln, umzusetzen und zu kontrollieren – in jeder Einrichtung von allen.

Dafür braucht es:

- Selbstreflexion
- Qualifikation
- gemeinsames Wollen
- gegenseitige Rückmeldungen
- Bereitschaft, klassisches Rollenverhalten zu verändern

- Zeit
- Willen zur Herstellung von Gleichberechtigung
- gemeinsame Entwicklung im Team.

Genderansätze sind eine zeitgemäße, klientelgerechte und politische Weiterentwicklung dessen, was vor fast vierzig Jahren als feministische Mädchenarbeit in der Sozialen Arbeit begann. Sie ersetzen nicht, so implementieren. Gendergerecht zu arbeiten bedeutet:

- Mädchen müssen nicht mehr „weiblich“, Jungen nicht mehr „männlich“ werden
- Kinder und Jugendliche, die sich keinem dieser beiden Geschlechter zuordnen wollen oder können oder bei denen das biologische Geschlecht und die sexuelle Identität nicht übereinstimmen, müssen sich nicht zwangsverorten
- Mädchen, Jungen und alle Kinder und Jugendlichen jeglichen Geschlechts und jeglicher sexueller Orientierung können sich vielfältiger entwickeln
- Gleichberechtigung wird nachhaltig gefördert – für alle Geschlechter
- Kinder und Jugendliche werden zufriedener – und die Pädagog_innen auch.

Literatur

Bereswill, Mechthild/Stecklina, Gerd (Hrsg.) (2010): Geschlechterperspektiven für die Soziale Arbeit. Zum Spannungsverhältnis von Frauenbewegungen und Professionalisierungsprozessen. Weinheim und München: Juventa Verlag

Berliner Pädagoginnengruppe (1979): Feministische Mädchenarbeit. In: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e. V. (Hrsg.): Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 2. Bericht vom Kölner Kongress „feministische Theorie und Praxis in sozialen und pädagogischen Berufsfeldern“. Köln, S.87-96

Busche, Mart/Maikowski, Laura/Pohlkamp, Ines/Wesemüller, Ellen (Hrsg.) (2010): Feministische Mädchenarbeit weiterdenken. Zur Aktualität einer bildungspolitischen Praxis. Bielefeld: transcript Verlag

Chwalek, Doro Thea/Diaz, Miguel/Fegter, Susanne/Graff, Ulrike (Hrsg.) (2012): Jungen – Pädagogik. Praxis und Theorie von Genderpädagogik. Wiesbaden: Springer VS

Deutscher Bundestag (1966): Bericht der Bundesregierung über die Situation der Frauen in Beruf, Familie und Gesellschaft. Drucksache V/909. Bonn

Fine, Cordelia (2012): Die Geschlechterlüge. Die Macht der Vorurteile über Frau und Mann. Stuttgart: Klett-Cotta

Hausen, Karin (2012): Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte. Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft Band 202. Göttingen und Oakville: Vandenhoeck & Ruprecht

Jürgmeier/Hürlimann, Helen (2008): „Tatort“, Fussball und andere Gendereien. Materialien zur Einübung des Genderblicks. Luzern: interact

Karsunky, Silke (2011): Zum Umsetzungsstand von Gender Mainstreaming in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe auf kommunaler Ebene. Münster: Monsenstein und Vannerdat

Kunert-Zier, Margitta (2005): Erziehung der Geschlechter. Entwicklungen, Konzepte und Genderkompetenz in sozialpädagogischen Feldern. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

LAG Mädchenarbeit in NRW (Hrsg.) (2012): Das Kreuz mit dem Cross Work!? Genderreflektierte Pädagogik von Männern mit Mädchen und von Frauen mit Jungen. Betrifft Mädchen Heft 3/2012. Weinheim: Julius Beltz & Beltz Juventa

Nave-Herz, Rosemarie (1987): Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland. Bochum: Verlag Ferdinand Kamp

Pimminger, Irene (2012): Was bedeutet Geschlechtergerechtigkeit? Normative Klärung und soziologische Konkretisierung. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich

Rendtorff, Barbara/Mahs, Claudia/Wecker, Verena (Hrsg.) (2011): Geschlechterforschung. Theorien, Thesen, Themen zur Einführung. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer

Sachverständigenkommission zur Erstellung des Ersten Gleichstellungsberichts der Bundesregierung (Hrsg.) (2011): Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf. München: Fraunhofer-Gesellschaft zur Förderung der angewandten Forschung

Savier, Monika (1980): Mädchen in der Jugendarbeit. Neue Ansätze einer emanzipatorischen Praxis. In: Materialien zum Fünften Jugendbericht 5: Jugendarbeit – Mädchen in der Jugendarbeit – Gewerkschaftliche Jugendbildung. München, 173 – 211

Sozialpädagogisches Fortbildungsinstitut Berlin Brandenburg (Hrsg.) (2011): Die vielen Seiten der Männlichkeiten – Grundlagen geschlechterreflektierter Jungenarbeit. Berlin 2011 (erarbeitet von Bernard Könneke und Michael Hackert, Dissens e. V.

SFBB und Queerformat (Hrsg.) (2012): Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in der pädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Berlin

Stauber, Barbara (1999): Starke Mädchen – kein Problem? In: beiträge zur feministischen theorie und praxis 51/99, 53-64

Tegeler, Evelyn (2003): Frauenfragen sind Männerfragen. Helge Pross als Vorreiterin des Gender Mainstreaming. Opladen: Barbara Budrich, S.42-63

Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Lann/Palm, Kerstin (2012): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen, Berlin & Toronto: Barbara Budrich

Wallner, Claudia (1996): Feministische Mädchenarbeit im Dilemma zwischen Differenz und Integration, in: Gintzel, Ulrich/Schone, Reinhold (Hrsg.): Jahrbuch der sozialen Arbeit 1997. Münster, 208-223

Wallner, Claudia (2006): Feministische Mädchenarbeit. Vom Mythos der Selbstschöpfung und seinen Folgen. Münster: Klemm & Oelschläger

Wallner, Claudia (2007): Gleich, verschieden oder? Inszenieren wir das Drama der Geschlechterdifferenz oder dramatisiert die Geschlechtszugehörigkeit weiterhin die Lebenslagen? Gruppe und Spiel 2/2007, 2-4

Wenzel, Wenka/Mellies, Sabine/Schwarze, Barbara (Hrsg.) (2011): Generation Girls`Day. Opladen, Berlin & Farmington Hills: Budrich UniPress

Zander, Margherita/Hartwig, Luise/Jansen, Irma (Hrsg.) (2006): Geschlecht Nebensache? Zur Aktualität einer Gender-Perspektive in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften